

Europas nicht unterschätzen sollte. Die Europasynode war ein ausgesprochen unspektakuläres Ereignis und ihr Schlußdokument ist kaum dazu angetan, neue Begeisterung für die Aufgabe der Evangelisierung im neuen Europa zu wecken.

Dennoch war diese Sonderversammlung der Bischofssynode nicht umsonst. Sie hat keine Türen zugeschlagen, weder im Blick auf eine glaubwürdige Präsenz der katholischen Kirche in den gegenwärtigen europäischen Wandlungsprozessen noch auf ihr ökumenisches Engagement. Sie hat – freiwillig und auch unfreiwillig – gezeigt, daß Ängste in bezug auf eine großangelegte katholische Stra-

ategie zur Rechristianisierung Europas unter römischem Vorzeichen weit übertrieben sind. Es gibt in der katholischen Kirche Europas – das haben viele Voten aus allen Teilen des Kontinents gezeigt, und das belegt letztlich auch die Schlußerklärung – ein erhebliches Maß an Realitätssinn und Differenzierungsvermögen im Blick auf Aufgaben, Chancen und Prioritäten kirchlicher Verkündigung und Diakonie im neuen Europa. Die katholische Kirche im früheren Ostblock muß im übrigen, auch das ist auf der Europasynode deutlich geworden, ihr neues Profil und ihre Perspektiven weithin erst noch finden.

Ulrich Rub

## „Das fundamentale Problem ist nicht der Priestermangel“

Ein Gespräch mit dem Bischof von Trier, Hermann Josef Spital, zu den Veränderungen in den Seelsorgestrukturen

*Der Rückgang der Priesterzahlen ist dabei, die kirchlichen Seelsorgestrukturen zu verändern. Starke Priesterjahrgänge stehen vor der Pensionierung. Die Diözesen in Deutschland machen sich seit geraumer Zeit verstärkt Gedanken über Formen einer „kooperativen Pastoral“ (vgl. HK, August 1991, 355 ff.). Der dabei eingeschlagene Weg ist nicht unumstritten, wie erst jetzt wieder die Stellungnahme einer Gruppe von deutschsprachigen Pastoraltheologen zeigte (vgl. ds. Heft, S. 100). Wir sprachen über dieses Thema mit dem Trierer Bischof Hermann Josef Spital. Die Fragen stellte Klaus Nientiedt.*

*HK:* Herr Bischof Spital, seit einiger Zeit wird in den deutschen Diözesen verstärkt nach Mitteln und Wegen gesucht, die Folgen des Priestermangels für die Seelsorge und die Pfarrstrukturen in den Griff zu bekommen. Weder der Priestermangel noch seine pastoralen Folgen sind aber neu. Wie kommt es eigentlich, daß man sich gerade jetzt damit so massiv auseinandersetzt?

*Spital:* Wenn wir die gegenwärtig aufbrechende Diskussion verstehen wollen, müssen wir zwischen ihrem Anlaß und ihrem thematischen Ansatz unterscheiden. Anlaß ist der fortschreitende Priestermangel – das kann man so sagen. Aber der thematische Ansatz zielt auf eine Erneuerung der Seelsorge, die durch sehr viel tieferliegende Gründe notwendig geworden ist als durch den Priestermangel und die uns durch das II. Vatikanische Konzil aufgegeben sind. Wir kommen aus einer Kirche, die in überschaubaren Strukturen und festen Dorfgemeinschaften und Stadtvierteln gelebt hat; diese festen Strukturen sind jedoch weithin im Zerfall begriffen. Die Gesellschaft ist mobil geworden. Die Menschen wohnen noch in den Dörfern, sie arbeiten aber zum großen Teil nicht mehr

dort. In dieser Gesellschaft stellt sich die Frage neu, wie Kirche sich organisieren soll.

## „Die Menschen suchen ihre Lebensgemeinschaften nicht aufgrund territorialer Gesichtspunkte“

*HK:* Mit anderen Worten: Das eigentliche Thema ist nicht der Priestermangel und seine Folgen, sondern der Umbruch in den Strukturen und Mentalitäten, mit denen Kirche bei uns bis heute lebt . . .

*Spital:* So ist es. Das zugrundeliegende Problem ist zum einen der Auseinanderfall des kirchlich geprägten örtlichen Milieus, das früher bestanden hat, heute aber nicht mehr besteht, und zum anderen die Frage, wie ist man Christ in einer modernen, pluralistischen säkularen Gesellschaft? Die Antwort ist nicht mehr selbstverständlich. Man muß sich heute als Christ unterscheiden – das brauchte man früher nicht so, sondern das Wohnviertel, das Dorf und darüber hinaus die Gesellschaft waren von christlichen Lebensformen geprägt. Wir stehen mitten im Übergang und fragen uns heute, wohin wird die Reise gehen? Der Priestermangel ist dabei ein Signifikator. Aber auch die Stellung des Priesters hat sich geändert. Heute ist das Leben sehr viel differenzierter geworden. Während früher ein Priester sozusagen für alle Bedürfnisse derer, die ihm anvertraut waren, zuständig war, verlangt man in einer Gesellschaft wie der heutigen immer mehr nach Sonderseelsorge: Seelsorge in Beratung, im Krankenhaus, im Militär oder in einer Studentengemeinde – alle diejenigen, die in der Sonderseelsorge erfaßt sind, haben aber auch ihren Heimatpfarrer. Was früher von einem Priester

getan wurde, verlagert sich heute auf Priester für verschiedene Gruppierungen und Berufsrollen.

*HK:* Die allgemeine Ausdifferenzierung und vermehrte Arbeitsteiligkeit unserer Kultur hat auch die Seelsorge erreicht. Bleibt ihr wirklich nichts anderes übrig, als diese Entwicklung mitzumachen? Gäbe es nicht auch gute Gründe, sich diesem Trend bis zu einem gewissen Grade bewußt zu verweigern, indem die Seelsorger in der Gemeinde nicht nur für einige spezifische Aufgaben zuständig sind, sondern wirklich mit den Menschen leben?

*Spital:* Dieser Einwand ist durchaus berechtigt. Wir müssen aber von der Frage ausgehen: Wo erwarten die Menschen den Dienst des Priesters, und wie wollen sie Kirche sein? Wollen sie noch in einem Dorf leben, oder wollen sie sich auf neue Weise vergemeinschaften? Ich sehe auf der einen Seite neue Erscheinungen wie z. B. Straßenfeste – selbst in Großstädten bilden sich Vergemeinschaftungen kleinräumiger Art. Zum anderen aber glaube ich, daß sich in der mobilen Gesellschaft von heute die Menschen ihre Lebensgemeinschaften überwiegend nicht mehr aufgrund territorialer Gesichtspunkte suchen, sondern durch Bekanntschaften, die sich im Beruf, in Sport und Freizeit ergeben. Jeder von uns lebt heute in mehreren Lebensräumen. Wenn das so stimmt, dann muß die Kirche wünschen, daß man sich auch unter kirchlichen Vorzeichen zu solchen Gruppierungen, wir nennen sie gewöhnlich Basisgemeinschaften, zusammenfindet. Diese sind aber in einer Gesellschaft wie der unseren nicht einfach territorial festzumachen, sondern können den Raum einer bestimmten Pfarrgemeinde durchaus überschreiten. Wobei die Basisgemeinschaft nicht in erster Linie eine Organisationsform ist, sondern eine Stilform, d. h. Basisgemeinschaft habe ich da, wo ich meine Gesprächspartner habe, mit denen ich mehr oder weniger regelmäßig zusammenkomme, wo ich die Möglichkeit habe, über meinen Glauben und mein Leben zu sprechen. Ob das ursprünglich die Kolpingsfamilie war, ein Bibelkreis oder ein Familienkreis ist, oder ob sich das um eine Studentengemeinde oder um einen Priester oder eine andere Kristallisationsfigur herum bildet, ist nur in zweiter Linie wichtig. Das Entscheidende ist, daß dies der Ort ist, wo ich persönlich über meinen Glauben spreche.

## „Der Pfarrer im überkommenen Sinn ist überholt“

*HK:* Für bestimmte Teile der Bevölkerung mögen solche Mobilitätswüchse und -bedürfnisse kennzeichnend sein – für andere jedoch keineswegs. Sind dies nicht gerade auch diejenigen, die auf die territorialen Gemeinden besonders angewiesen sind: Alte, Kranke, Arme?

*Spital:* Es gibt tatsächlich eine Bevölkerungsschicht, die weiterhin sehr wohnortgebunden ist, die an der allgemeinen Mobilität nicht teilhat. Für sie bleibt die territoriale Gemeinde wichtig. Ich bin überhaupt der Überzeugung, daß wir auf die territoriale Pfarrei nicht verzichten kön-

nen. Unabhängig davon, ob jemand seine „Basisgemeinschaft“ gefunden hat, in der Sonntagseucharistie muß er sich mit dem Volk Gottes zusammenfinden. Die Sonntagsmesse als Feier des Volkes Gottes ist für die Kirche konstitutiv. Wo immer ich auch meine Gesprächspartner habe, die Sonntagseucharistie sollte mich mit all den verschiedenen Gruppen zusammenführen, die das Volk Gottes bilden.

*HK:* Mobilität hin oder her – ist die Territorialgemeinde nicht auch immer noch die entscheidende kirchliche Sozialform, in der etwa die Weitergabe des Glaubens auf verschiedenen katechetischen Wegen organisiert wird, so ungenügend dies auch im Einzelfall geschieht?

*Spital:* Zweifellos. Mit das Hoffnungsvollste, was wir in den letzten 20 Jahren in den örtlichen Gemeinden erlebt haben, ist die Bereitschaft der Christen, sich für die Weitergabe des Glaubens an die Kinder etwa bei der Erstkommunionvorbereitung, aber auch anderswo, einzusetzen. Da entsteht eine ganze Schicht von Gläubigen, die aktiv nicht nur in der eigenen Familie, sondern in der Gemeinde Mitverantwortung für die Weitergabe des Glaubens übernimmt. Das ist – da muß ich Ihnen recht geben – mehr oder weniger territorial gebunden. Dennoch wird man aber in Gesprächen von diesen Menschen häufig gefragt: Wo setzen wir das für uns selbst Begonnene fort? Viele sagen mir: Ich habe selbst wahrscheinlich mehr gelernt als die Kinder, etwa die Firmlinge. Wie sieht aber eine Gemeindestruktur aus, die diese Leute in ihrem Christsein formt und trägt und von daher ein neues Gesicht bekommt?

*HK:* Sie sprechen das an, was in der Diskussion seit längerem unter den Stichwörtern „mündige Gemeinde“, „Subjektwerdung der Gemeinde“ verhandelt wird. Dieses Thema gewinnt jetzt angesichts der Personalknappheit neues Gewicht. Hat man nicht allzuviel und vor allem: viel günstigere Zeit verstreichen lassen, die man hätte nutzen können, um eine solche Entwicklung voranzutreiben? Kann nicht leicht der Verdacht aufkommen, auch die Subjektwerdung der Gläubigen werde in der katholischen Kirche sozusagen noch auf dem Verordnungswege erlassen, und zwar zu einem Zeitpunkt, wo einem personell das Wasser bis zum Hals steht?

*Spital:* Der Verdacht kann aufkommen. Die Problemstellung ist nicht neu; wir stellen aber fest, daß sich trotz zwanzigjähriger Propaganda für den Übergang von der versorgten zu der sich selbst tragenden Gemeinde faktisch wenig geändert hat. Das Modell des Pfarrverbandes, das Anfang der siebziger Jahre in ganz Deutschland in fast allen Diözesen eingeführt wurde, ist in seiner Veränderungskraft noch nicht genügend durchgedrungen – wobei Pfarrverband meint, daß die Seelsorger und Seelsorgerinnen von mehreren Pfarreien sich gemeinsam verantwortlich fühlen für die Seelsorge in dem Bezirk, der ihnen zugewiesen ist. Dieses Konzept ist zwar strukturell vielerorts durchgeführt, aber das, was eigentlich damit gemeint war, ist nur stellenweise zum Tragen gekommen.

Der Geist der Zusammenarbeit, der gemeinsamen Planung und Verantwortung ist einfach nicht genügend gewachsen.

## „Jeder Getaufte und Gefirmte ist ein Geistlicher“

*HK:* Und nun befürchten Sie, man könnte ein weiteres Mal zur Lösung der Probleme am falschen Ende ansetzen...

*Spital:* Das fundamentale Problem ist eben nicht der Priester-mangel. Der Pfarrer im überkommenen Sinn, der in seinem Gebiet der allein Zuständige für alles und alle ist, ist überholt. Aber auf diesen Pfarrer hin sind unsere Gemeinden nach wie vor eingestellt. Das hat immerhin eine 1200jährige Tradition, die sich nicht in 20 Jahren in unseren Köpfen und Vorstellungen verändert. Daher müssen sich im Miteinander von Priestern, Diakonen, Pastoralreferenten und -referentinnen, Gemeindeferenten und -referentinnen neue Formen bilden können, um das erstarrte Alte aufzusprengen. Für mich hat nicht Priorität, mehr Priester haben zu wollen. Priorität hat vielmehr das Zusammenwirken von Priestern und Laien, von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen. In 25 oder 50 Jahren kann sich die Szene unter Umständen geändert haben. Allerdings glaube ich, wenn die Kirche als Glaubensgemeinschaft lebendiger und der Priester in neuer Weise gefragt wird, bekommen wir auch wieder mehr Priester.

*HK:* Bei der Diskussion über den Priester-mangel und seine strukturellen Folgen ist aber doch nicht eigentlich die größere Mitverantwortung der Laien in der Gemeinde strittig. Strittig im Zusammenhang mit den Modellen, die in den verschiedenen Diözesen gegenwärtig ausgedacht werden, ist eher, inwieweit man sich nicht doch letztlich arrangiert mit der Möglichkeit, daß in einer Pfarrgemeinde über lange Zeit hinweg der Priester faktisch aus dem Blickfeld gerät oder zum bloßen Sakramentenspender wird, der nicht mehr in und mit der Gemeinde lebt.

*Spital:* Wenn wir wirklich zu einer größeren Mitverantwortung der Laien kommen und kommen wollen, so muß das notwendigerweise mit einem neuen Verständnis sowohl des Laien als auch des Priesters einhergehen. Man kann die Dinge nicht lediglich von einer Umverteilung der Aufgaben her sehen. Es stellt sich die Frage, wie verstehen sich die mitverantwortlichen Laien in ihrem Christsein; was erwarten sie an Hilfen und Impulsen für ihr christliches Leben und welche Aufgaben kommen dann auf den Priester und die Seelsorge zu? In meinem Bistum habe ich Pfarrer mit drei oder vier Pfarreien, aber mit zusammen nicht mehr als zweieinhalbtausend Katholiken. Wenn die Pfarreien nun z. T. eifersüchtig darauf schauen, wo sich der Pfarrer mehr aufhält, weil sie immer noch denken: Er ist – wie bisher – unser Pfarrer – dann gerät der Pfarrer in eine innere Dreiteilung, die menschlich einfach unerträglich ist. Eine einfache Umverteilung der Aufgaben genügt nicht; es geht um eine Neubesin-

nung auf die Art der Aufgaben, die sich in einer sich wandelnden Gemeindesituation stellen, verbunden mit einer Neubesinnung auf unser Kirchenverständnis.

*HK:* Und in welche Richtung kann das gehen?

*Spital:* Auf jeden Fall stellt sich diese Frage in unterschiedlichen Verhältnissen unterschiedlich. Viele Pfarrer sagen mir: Wo ich nicht wohne, klappt es besser. Da fangen die Dörfer an, sich selbst zu organisieren, weil sie sehen, daß ich nicht da sein kann. Der Priester bleibt zwar Gemeindeleiter; aber viele Funktionen von Leitung, technische, organisatorische Fragen, Instandhaltung der Gebäude, Dinge, die alle bisher vom Priester getragen wurden, geschehen in solchen Gemeinden mehr und mehr durch die Gemeinden selbst. Das setzt einen neuen Stil der Arbeit und Zusammenarbeit voraus. Der Priester muß den Gemeinden Freiheit lassen. Er kann dann nicht immer die Letztzuständigkeit für sich beanspruchen oder muß zumindest sehr sparsam damit sein; er muß auch Fehler zulassen. Wir werden so zu vielfältigen Formierungen kommen. Der Priester wird nicht mehr allein Kristallisationspunkt von Christsein in jeder einzelnen Formation sein. Das ist aber auch nicht nötig und nicht einmal sinnvoll. Im Grunde ist es doch ein Skandal, daß wir uns daran gewöhnt haben zu sagen: Der Priester ist der Geistliche. Jeder Getaufte und Gefirmte ist ein Geistlicher bzw. sollte einer sein.

## „Wir können noch nicht überschauen, wie die Kirche in der pluralistischen Gesellschaft der Zukunft aussehen wird“

*HK:* Wie ist es eigentlich um die Bereitschaft der Laien, mehr Verantwortung in den Gemeinden wahrzunehmen, bestellt? Das allgemeine kirchliche Klima ist ja nun nicht gerade dazu angetan, so etwas zu fördern. Mehr Mitverantwortung der Laien wurde ja bereits seit langem gefordert. Als die Laien sich engagieren wollten, wurde ihnen nur wenig zugestanden. Jetzt sollen sie es können – wollen sie es auch noch?

*Spital:* Ja und nein. Wir leben in einer Mediengesellschaft. In der Konzilszeit traten die Medien positiv verstärkend für die Kirche ein. Jetzt, in einer anderen Phase der nachkonziliaren Entwicklung, sind Tendenzen aufgetreten, die tatsächlich zu Frustrationen führen, die obendrein wiederum von den Medien verstärkt werden. Ich sehe darin jedoch ein Oberflächenphänomen. Wenn ich in die Gemeinden komme, wundere ich mich, wie groß die Bereitschaft zur Mitarbeit ist. Wo die Menschen in einer guten Weise angesprochen werden, sind sie auch bereit mitzutun. Das ist das eine. Das andere allerdings muß als ein Defizit bezeichnet werden: Die Fähigkeit und das Geübtheit, sich wirklich über seinen Glauben, über die Weise seines Religiösseins auszutauschen mit Gleichgesinnten, ist auch unter Laien, die zur Mitarbeit bereit sind, noch wenig ausgebildet.

*HK:* Wenn die von Ihnen favorisierte Umorientierung von Seelsorge funktionieren soll, setzt dies erheblich mehr ehrenamtliche Mitarbeit von Laien voraus. Schon jetzt wird eine geringer werdende Kernschicht von Gemeindegliedern immer größeren Belastungen ausgesetzt. Kann das nicht leicht auch zu einer Überforderung ehrenamtlicher Kräfte führen bzw. auch zur Unterschätzung dessen, was vielerorts bis heute von hauptamtlichen Priestern und Laien getan wird?

*Spital:* Ganz sicher. Leider ist es aber nicht so, daß die geringer werdende Zahl von aktiven Christen wirklich intensiver am Glaubensleben der Kirche beteiligt wird bzw. sich beteiligt, sondern häufig allenfalls an Aktionen der Kirche. Das sind zwei verschiedene Paar Schuhe. Wir müssen uns fragen, ob wir nicht eine Kirche des Aktionismus werden, weil wir – mehr als in anderen Ländern – die dazu nötigen finanziellen Mittel haben, weil wir über die personellen Möglichkeiten verfügen, etwa auch über hauptamtlich tätige Laienmitarbeiter und -mitarbeiterinnen, die es in vielen Ländern so gar nicht gibt. Da ist aber für mich der entscheidende Punkt: Was ist das Leben der Kirche? Ist Leben der Kirche, daß ich versuche, Mensch zu sein in Beziehung zu Jesus Christus – das kann ich nicht alleine, sondern es setzt voraus, daß ich im Gespräch bin mit anderen Menschen, die das ihrerseits aufgrund von Taufe und Firmung mit mir zusammen versuchen. Oder ist Leben der Kirche, Christsein, daß ich im Vorstand eines Kindergartens bin, daß ich einen Elisabethverein gründe, um anderen Menschen zu helfen, oder in einem Kirchenchor mitsinge? Das gehört zwar alles dazu, das alles ist wichtig. Ich habe aber den Eindruck, daß ein Ungleichgewicht besteht: Vieles wird gefordert an äußeren Aktivitäten, aber das innere Wachstum hat damit nicht Schritt gehalten. Im übrigen haben sich in meinem Bistum mehr als zehntausend Frauen und Männer im vergangenen November in den Pfarrgemeinderat wählen lassen – das darf man gewiß nicht gering schätzen.

*HK:* Eine Alternative zum Einsatz ehrenamtlicher Kräfte sind hauptamtliche Laien bzw. Ständige Diakone. In manchen Diözesen, auch im Bistum Trier, gibt es die Besorgnis, in der heutigen Situation sollten nicht einfach hauptamtliche Laienmitarbeiter für die fehlenden Priester in die Bresche springen. Sogenannte „Bezugspersonen“ in den Gemeinden sollten nicht Pastoralreferenten, Gemeindefreferenten oder Ständige Diakone werden, sondern Teams von ehrenamtlichen Laien aus den Gemeinden. Warum eigentlich?

*Spital:* Der Ausdruck „Bezugsperson“ bedarf einer genauen Kennzeichnung. Ich unterscheide zwischen einem Bezug aufgrund einer konkret übertragbaren Funktion und einem Bezug aufgrund menschlicher Ausstrahlung und Kontaktfähigkeit. Mehr als bisher werden unsere Gemeinden Zellen benötigen, das, was wir Basisgemeinschaften nannten. Diese bedürfen eines Kristallisationspunktes, eben einer Bezugsperson im Sinne der an zweiter Stelle genannten Befähigung. Das aber kann nicht einfach

organisiert werden; es muß in den Gemeinden selbst wachsen.

*HK:* Droht damit die Gemeindeleitung nicht aber auch recht unübersichtlich zu werden? Ist nicht ein endloses Kompetenzgerangel zwischen „Bezugspersonen“ und Hauptamtlichen, die keine gemeindeführenden Funktionen wahrnehmen, vorprogrammiert?

*Spital:* Ich gebe zu, daß es sich hierbei um sehr komplexe Strukturen handelt. Aber gerade deswegen bin ich nicht für schnelle Lösungen, die man sofort verwirklichen kann. Das Neue braucht Zeit zum Wachsen. Unser Problem scheint mir zu sein, daß wir noch nicht überschauen können, wie die Kirche in der pluralistischen Gesellschaft der Zukunft aussehen wird. Ich verfüge in dieser Hinsicht auch nicht über fertige Konzepte.

## „Die Teilnahme an einer Eucharistiefeier wird wie ein Konsumgut gesehen“

*HK:* Wenn Sie betonen, Lientheologen und -theologinnen, Gemeindefreferenten und -referentinnen oder auch Ständige Diakone nicht zu Ersatzpriestern machen zu wollen, geht es Ihnen dann auch darum, die Unterscheidung zwischen dem priesterlichen Amt und den übrigen Diensten in der Gemeinde zu wahren?

*Spital:* Eindeutig ja. Wenn wir schon ja sagen zu Laienseelsorgern, möchten wir sie auch wirklich als *Laienseelsorger* und nicht als Priester ohne Amt bzw. ohne Weihewollmacht tätig werden lassen. Für die theologische Diskussion, die noch keineswegs an ein befriedigendes Ende gelangt ist, ist das sicher eine der entscheidenden Fragen. Lebt die Kirche mehr vom Ordo, oder lebt sie mehr von Taufe und Firmung? Von Pius XII. haben wir die Formel: Katholische Aktion ist Teilnahme der Laien am hierarchischen Apostolat. Von 1935 bis 1955 galt es als eine Auszeichnung für die Laien, das hierarchische Apostolat mitzutragen. Ende der fünfziger Jahre schrieb Karl Rahner einen Aufsatz unter dem Titel „Actio catholica oder Actio catholicorum? Über das Laienapostolat“. Seine These war: Die Teilhabe der Laien am hierarchischen Apostolat liegt den Laien existentiell nicht. Karl Rahner sah damit etwas sehr Richtiges: Die Laien sollten zunächst die Aufgaben tun, die ihnen durch Taufe und Firmung zukommen.

*HK:* Werden diese Unterscheidungen heute den Verhältnissen aber noch gerecht? Faktisch haben wir es doch mit einer Ausdifferenzierung der priesterlichen Funktionen zu tun, die sowohl die Rolle des Klerus als auch der Laien verändert . . .

*Spital:* Ich sehe das anders. Wir sind heute beim anderen Extrem angekommen. Jetzt tut man so, als wenn die Mitarbeit der Laien am hierarchischen Apostolat geradezu etwas Unehrenhaftes sei. Das Problem liegt darin, daß man beides nicht gegeneinandersetzen kann. Gott hat sei-

ner Kirche nicht deswegen ein Amt und Priester gegeben, damit die Laien nicht Laien sein können, und umgekehrt die Laien nicht in Taufe und Firmung mit dem Heiligen Geist begabt, damit sie gegen die Priester gerichtet wirken. Beide Elemente müssen ineinandergreifen und zusammenarbeiten. Dafür die richtigen Formen zu finden ist unsere Aufgabe. Um die *Communio* der Kirche vor allem im Bereich der verschiedenen und komplementären Dienste zu sichern und zu vertiefen, müssen die Hirten sich bewußt sein, daß ihr Amt grundsätzlich auf den Dienst am gesamten Volk Gottes ausgerichtet ist (vgl. Hebr 5, 1). Die Laien ihrerseits müssen anerkennen, daß das Amtspriestertum für ihr Leben und für ihre Teilhabe an der Sendung unverzichtbar ist (*Christifideles laici*, Nr. 22).

*HK:* Eine der einschneidendsten Folgen für die Gemeinden des zunehmenden Priestermangels ist es, wenn immer häufiger sonntägliche Eucharistiefiern zugunsten von Wortgottesdiensten mit oder ohne Kommunionausteilung ausfallen. Ohne die mißverständliche Formel vom „Recht der Gemeinden auf die Eucharistie“ zu verwenden – wie glaubwürdig ist unter diesen Bedingungen eigentlich noch der Hinweis auf die konstitutive Bedeutung der Eucharistie für die christliche Gemeinde?

*Spital:* Wir sind heute noch nicht in der Situation, daß jemand über längere Zeiträume hinweg aus Gründen des Priestermangels an keiner Eucharistiefier teilnehmen kann. Heute betteln wir geradezu darum, daß die Leute zur Kirche kommen. Uns gelingt es kaum, ihnen genügend zu vermitteln, worum es dabei eigentlich geht.

*HK:* Das klingt so, als hielten Sie die Tatsache, daß die sonntägliche Eucharistiefier immer häufiger ausfallen muß, geradezu für einen Glücksfall der Eucharistiepastoral. Der angestrebte Normalfall ist doch die Teilnahme Sonntag für Sonntag und nicht die gelegentliche Mitfeier . . .

*Spital:* Das will ich damit natürlich nicht gesagt haben. Aber wir können doch nicht übersehen, daß wir auch als Kirche in einer Konsumgesellschaft leben. Viele, die jahrelang nicht mehr an einer Eucharistiefier teilgenommen haben, verlangen etwa bei einer Trauung, daß diese am Samstagnachmittag sein soll. Ob der Pfarrer dreimal oder öfter am Samstag und Sonntag eine Eucharistie feiern muß, ist ihnen völlig egal. Hier stimmt doch etwas nicht. Solange die Teilnahme an einer Eucharistiefier von vielen wie ein Konsumgut gesehen wird, das die Kirche in möglichst bequemer Zeit und Nähe anzubieten hat, kann die eigentlich notwendige Erneuerung nicht greifen.

*HK:* Wie immer die Regelungen der Bistümer im einzelnen aussehen, eine Frage ist in dem Zusammenhang unvermeidlich: Drückt man sich im letzten nicht doch um die Frage geänderter Zugangswege zum Priestertum herum? Es wird zwar auch in Zukunft die einen oder anderen „Bezugspersonen“ in den Gemeinden geben, aber immer mit der schmerzlich empfundenen Einschränkung, daß sie nicht geweiht sind. Warum setzen sich die deutschen

Bischöfe nicht für die Weihe von „*viri probati*“ ein, wie dies seit langem vielfach vorgeschlagen und gefordert wurde?

*Spital:* Zum gegenwärtigen Zeitpunkt halte ich das nicht für sinnvoll. Unsere Aufgabe ist jetzt, zu mehr Mitverantwortung der Gemeinden zu kommen. Solange noch genügend Priester und Hauptamtliche da waren, ist dieser Prozeß nicht im gewünschten Maße vorangekommen. Er ist jetzt zuerst an der Tagesordnung. Wenn wir solche Gemeinden haben, müssen wir warten, ob sich dann nicht doch wieder mehr Priester einfänden, und zwar Priester in der ehelosen Lebensform. Sollte das nicht der Fall sein, muß man über „*viri probati*“ ernsthaft nachdenken – davon bin ich überzeugt. Jetzt würde dies den fundamentalen Prozeß, den ich für angezeigt halte, eher stoppen als fördern.

## „Das Charisma der evangelischen Räte braucht eine soziologische Form“

*HK:* Ihre Zurückhaltung gegenüber der Weihe von „*viri probati*“ hat also die gleichen Motive wie Ihre Ablehnung des Ersatzes von fehlenden Priestern durch andere Hauptamtliche, und entspringt weniger grundsätzlichen Einwänden gegen eine Aufhebung des Pflichtzölibats?

*Spital:* Seelsorge als Begleitung von Christen in der Entfaltung ihres Glaubens kann ein Pastoralassistent/-in oder Gemeinderferent/-in genauso gut wahrnehmen, in mancher Beziehung vielleicht noch besser, weil er/sie verheiratet ist und somit den Problemen in Ehe und Familie nähersteht. Daß wir verheiratete Diakone haben, ist ja im übrigen schon ein Schritt in diese Richtung. Wenn aber eine große Zahl von Christen um die Entfaltung ihres Glaubens lebendiger bemüht sein wird, wird auch die Eucharistiefier einen neuen Stellenwert bekommen. Dann wird man sehen müssen, wie sich die Dinge gestalten.

*HK:* Die Zulassung von „*viri probati*“ würde aber doch zunächst noch keine Abschaffung des Zölibates bedeuten, eher eine Ergänzung . . .

*Spital:* Das Charisma des ehelosen Lebens, der ungeteilten Christuskirche bzw. der evangelischen Räte wird es weiterhin in der Kirche geben. Dieses Charisma braucht aber eine soziologische Form. Ich halte es nicht für möglich, daß es auf längere Zeit verheiratete Priester neben unverheirateten Priestern geben wird. Wenn die Priester heiraten können, entsteht soziologisch ein starker Druck. Folglich würden wir in dem Fall einen verheirateten Weltklerus bekommen, daneben den nach den evangelischen Räten lebenden Ordensklerus, wie ihn auch die orthodoxe Kirche kennt.

*HK:* . . . was das innere Gleichgewicht der Kirche völlig verändern würde . . .

*Spital:* Die zum großen Teil zentral geleiteten Orden würden an Bedeutung gewinnen. Wenn aber die Ortsbischöfe

nicht mehr die Zentren der Seelsorge darstellen, dann geschieht etwas, was unserer Kirchenstruktur zuwiderläuft: Wir sind theologisch eine bischöflich verfaßte, nicht eine einseitig zentral geleitete Kirche. Auf dem Weg zur Weltkirche wird dies noch viel mehr zum Tragen kommen müssen als bisher.

### „Der Priester muß nicht in der Mitte stehen“

*HK:* Muß aber derzeit nicht fast zwangsläufig der verheerende Eindruck entstehen, die Eucharistie als ein konstitutives Element von christlicher Gemeinde würde einem vergleichsweise zweitrangigen Gesetz, der Zölibatsverpflichtung für Priester, geopfert? Stimmen da dann noch die pastoralen Gewichtungen?

*Spital:* Wenn das so wäre, müßte der Zölibat fallen, darüber kann kein Zweifel bestehen. Aber die entscheidende Frage lautet für mich zunächst einmal: Was ist Gemeinde? Wenn sich das christliche Leben stärker von den territorialen Vorgegebenheiten in einer mobilen Gesellschaft trennt, als es bisher der Fall war, ist auch neu zu bestimmen, wo Gemeinde lebt und stattfindet.

*HK:* Ihrer Meinung nach haben wir weniger Priester, weil die überkommene Lebensform des Weltpriesters durch die allgemeinen Veränderungen in Gemeinden und Kirche überholt ist. Wenn erst einmal wieder die kirchlichen Gemeinden und Gemeinschaften auf der Höhe der Zeit sind, wird es demnach vielleicht auch wieder mehr Priester geben. Muß aber die Bewegung nicht von beiden Seiten ausgehen: andere Priester führen zu anderen Gemeinden und andere Gemeinden bringen andere Priester hervor?

*Spital:* Wenn wir nach einem Weg in die Zukunft fragen, ist es vielleicht ratsam, auf die neuen geistlichen Gemeinschaften zu schauen, die sich etwa in Frankreich herausgebildet haben. Diese sind alle etwa so strukturiert, daß es darin sowohl Priester als auch das eine oder andere Mitglied, das die evangelischen Räte lebt, als auch Familien gibt. Was ist da vor sich gegangen? Priester leben mit in den Gemeinschaften – aber nicht der einzelne Laie ist einem Priester zugeordnet. Ist das vielleicht ein Modell für ein zukünftiges christliches Leben, daß es zwar territorial zu strukturierende Gebilde gibt, in denen aber eben nicht der eine Priester in der Mitte steht, wie das heute in unseren überkommenen Strukturen der Fall ist? Das sind für mich die anstehenden Fragen. Wir müssen uns vorantasten. Das Bild der Kirche der Zukunft in dieser sich rasant verändernden Gesellschaft gibt es noch nicht. Für die territorialen Bezirke wird es immer den Priester geben müssen, der für sie zuständig ist. Die Frage ist nur: Wie ist er zuständig? Wie leitet er?

*HK:* Wenn Sie wünschenswerte Veränderungen einerseits und realistischerweise erreichbaren bzw. unvermeidlichen Wandel in den Gemeinden andererseits berücksichtigen, wie werden Ihrer Vorstellung nach unsere Gemeinden in zehn, fünfzehn Jahren aussehen? Reichen die gegenwärtigen Bemühungen, sich auf diesen Wandel einzustellen, aus?

*Spital:* Die zukünftigen Gemeinden werden von lebendigen Gemeinschaften – gleichsam als Zellen – getragen werden; diese Zellen werden den priesterlichen Dienst brauchen, den Priester aber auch in anderer Weise als bisher tragen. Ich kann nur hoffen, daß wir die rechten Wege finden und die genügend starken Impulse geben, damit solche Gemeinschaften in unseren Gemeinden initiiert und geformt werden.

## Die Chancen werden oft übersehen

### Zur Altenproblematik und ihren vielfältigen Herausforderungen

*Fast unmerklich, in jedem Fall aber viel weniger öffentlich registriert, als es das Phänomen verdient hätte, vollzog sich in den letzten Jahrzehnten ein Strukturwandel der Gesellschaft in bezug auf den Altersaufbau sowie die Lebensverhältnisse und -erwartungen älterer Menschen. Im folgenden Beitrag wird in einem ersten Schritt der demographische Befund in bezug auf die Altenproblematik dargestellt, in einem zweiten Schritt werden sozial- und altpolitische Herausforderungen, die sich daraus ergeben, aufgezeigt. Autor Andreas Kruse ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Heidelberger Institut für Gerontologie (Direktorin: Ursula Lehr).*

Der zunehmende Anteil älterer Menschen an der Gesamtbevölkerung und die daraus erwachsenden Anforderun-

gen an Gesellschaft und Staat sind zu einem wichtigen Thema in der öffentlichen und politischen Diskussion geworden. Im Jahre 1989 lebten ca. 16,1 Millionen 60jährige und ältere Menschen in der Bundesrepublik, davon ca. 13,1 Millionen in den alten Bundesländern. (Die Gesamtbevölkerung belief sich zum genannten Zeitpunkt auf ca. 79,1 Millionen Menschen.) 20,3 Prozent der Gesamtbevölkerung waren 60 Jahre und älter, in den alten Bundesländern 20,5 Prozent, in den neuen Bundesländern 18,4 Prozent (vgl. den Stand von 1989 in Tabelle 1; Angaben in 1000).

Die Anzahl älterer Menschen ist in diesem Jahrhundert deutlich gestiegen. Im Jahre 1900 lebten im Deutschen Reich bei einer Gesamtbevölkerung von 65 Millionen Einwohnern nur 5,1 Millionen 60jährige und ältere Men-